

Bei Schildhauer wird die „Ostexpansion“ nur am Rande erwähnt, etwas genauer im Abschnitt über den Ostseehandel im Zusammenhang mit dem Ausgreifen deutscher Herrschaft nach Livland und Preußen (auch hier heißen die Prußen „Pruzen“, S. 30 f.). Im Kapitel über „Das Bild der Hansestädte“ wird (neben der Gestaltung des Marktes mit Rathaus, Giebelhäusern und anschließender Kirche) der regelmäßige Stadtgrundriß dem hansischen Bürger zugeschrieben; Sch. äußert die Meinung, daß „wohl... auch die übersichtliche Anlage der Stadt im sogenannten Schachbrettmuster als besondere künstlerische Leistung des hansischen Städtebürgers angesehen werden [darf], auch wenn anderen – nichthansischen –, seit dem 12. Jahrhundert ‚gegründeten‘ Städten nicht selten ein gewisses Planschema zu Grunde lag“ (S. 65). Der Schachbrettmustergrundriß war weniger eine Form der hansischen Stadt als vielmehr – wie auch Sch. einschränkend sagt – der Gründungsstadt im Bereich der deutschen Ostsiedlung, gleichgültig, ob es sich um hansische oder nichthansische Städte handelte. Wie in der DDR üblich, verwendet Sch. für die ostdeutschen und ostmitteleuropäischen Städte die heute amtlichen, fremden Namensformen, wenn es um gegenwärtige Verhältnisse geht – die deutschen Namen stehen dann in Klammern dahinter; bei historischem Zusammenhang steht umgekehrt der deutsche Name an erster Stelle. Die östlichen Hansestädte werden häufig herangezogen, und ebenso wird vielfach auch auf östliche Literatur hingewiesen, auch in polnischer, russischer, lettischer und estnischer Sprache.

Marburg a. d. Lahn

Hugo Weezerka

Peter Donat: Die Mecklenburg — eine Hauptburg der Obodriten. Mit Beiträgen von S. Gustavs, M. Jählig, E. Lange, H.-H. Müller und N. Benecke. (Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie; Schriften zur Ur- und Frühgeschichte, 37.) Akademie-Verlag, Berlin(-Ost) 1984. 187 S., 92 Abb. i. T., 12 Abb. a. Taf. i. Anh., 8 Beilagen in Rückentasche.

Nach fünfjähriger archäologischer Feldarbeit an der „Großen Burg“, jener für die frühe Geschichte Mecklenburgs eminent historischen Stätte, wird die Ausarbeitung der Ergebnisse vorgelegt. Die für hiesige Verhältnisse hervorragende historische Quellenlage wird in Einleitung und Zusammenfassung berücksichtigt (S. 10 ff. und 104 ff.). Bereits die Geschichtsforschung des frühen 19. Jhs. hatte die Mecklenburg als obodritische Hauptburg seit dem 10. Jh. sowie als Stammburg der Nakoniden ausgemacht. Es war also nur konsequent, einen Platz von so hohem historischem Stellenwert mit außerdem guten archäologischen Voraussetzungen an vorderster Stelle in ein „Forschungsprogramm zur Geschichte und Kultur der slawischen Stämme zwischen Oder und Elbe“ aufzunehmen. Nach wenigen Ausgrabungskampagnen darf man freilich keine breiten historischen Ergebnisse, sondern lediglich einige „Mosaiksteinchen“ erwarten; anderes wollen die recht begrenzten Aktivitäten auch nicht bieten.

Das Unternehmen konzentrierte sich nämlich auf einen verhältnismäßig kleinen und für das Denkmal durchaus schonenden Eingriff an der günstigen Südseite des Walles. Aus archäologischer Sicht konnte hiermit aber bereits ganz Wesentliches erreicht werden: Ermittlung von sieben Wallbauphasen und weitgehende Klärung ihrer Konstruktionsweise; exemplarische Untersuchung einer gut erhaltenen Serie von Hausbauten, die mit den Wallbauwerken stratigraphisch verzahnt ist; Gewinnung von Fundgut für die chronologische Beurteilung der Schichtenabfolge; in diesem Zusammenhang Ausarbeitung einer

Keramikchronologie auf stratigraphischer Grundlage und in Verbindung mit dendrochronologischen Datierungen und C 14-Daten. Der Einblick in den Untergrund zeitigte beiläufig die Erkenntnis, daß man gut daran getan hat, nicht die Behauungsstruktur des Innenraumes erforschen zu wollen; denn es zeigte sich, daß man mit einer 3—4 m mächtigen, wohlerhaltenen Abfolge von Siedlungsschichten zu rechnen hat. Zur Gewinnung eines einigermaßen beurteilbaren Ausschnitts wäre ein größeres Unternehmen erforderlich, gewiß ein archäologisches Lebenswerk.

Ein wichtiges siedlungshistorisches Ergebnis verdankt man den pollenanalytischen Untersuchungen. Sie zeigen, daß es im 4.—6. Jh. zur Bewaldung ehemaligen Siedlungslandes gekommen war, bevor mit der slawischen Landnahme im 7. Jh. wiederum siedlungsanzeigende Pollen einsetzten. In diese Zeit gehört auch die Errichtung der ersten Burganlage. Für Größe, aufwendige Ausführung und solide Bauart gibt es im obodritischen Großraum nur noch ein Beispiel: das zur selben Zeit entstandene Starigard/Oldenburg. Damit sind gewichtige Indizien gewonnen, die dafür sprechen, daß man bereits zur Landnahmezeit zwei gleichwertige Hauptburgen errichtet hat, denen Wagrier und „Obodriten im engeren Sinne“ zugeordnet waren. Die später sichtbare Rivalität, ja Feindschaft zwischen den Fürsten bzw. Großfürsten in der Oldenburg einerseits und der Mecklenburg andererseits mag folglich sehr alte Voraussetzungen gehabt haben.

Belege zur jüngeren Geschichte und zur Enddatierung der Mecklenburg wurden gleichfalls zutage gefördert, allerdings hatte der Vf. keine glückliche Hand, was deren Zuordnung anlangt. Die Wohnplatzschichten der Phase G gehören nach ihrem Fundgut tatsächlich noch zur letzten, völlig slawisch ausgerichteten Periode, deren Ende sich widerspruchslos mit den historischen Angaben zu 1160/64 verknüpfen läßt. Für die Zeit erneuter Nutzung nach 1167/69 läßt sich vor allem das 13. Jh. (wohl bis 1256) gut ausmachen. Hierher gehört ein eher beiläufig erwähntes „Ziegelsteingebäude“. Es handelt sich dabei jedoch um ein Hypokaustum, und zwar um eines von überaus stattlicher Größe. Nach Lage dieser Heißluftkammer läßt sich der fürstliche Palas selbst mit 9 m Breite erschließen. Daraus ist abzuleiten, daß der Wohnbau des 13. Jhs. nach westlichem Muster errichtet war und königlichen Zuschnitt hatte. Andeutungen im Grundrißverlauf der Wälle führen in Verbindung mit dem genannten Befund zu der Vermutung, daß auch die Fürstenburg gänzlich im Stil der Zeit umgebaut worden ist, nämlich als „Kopfburg“ am Südennde des alten Walles.

Neben der Burgengrabung wurde einige Mühe in die Erkundung des siedlungsgeographischen Umfeldes investiert. Eine topographische Übersichtskarte desselben vermißt man jedoch; Abb. 1 ist unzureichend. Teilweise im Anschluß an frühere Zufallsfunde konnten Lage, Ausdehnung und Zeitstellung der nächsten mit der Mecklenburg in Zusammenhang stehenden Siedlungen ermittelt werden (S. 28—55). Intensive Flurbegehungen, zahlreiche, kleinere Sondagen und eine größere Flächenabdeckung lassen nun erkennen, daß die nördlich der Burg gelegene, von Bruchland eingefasste Landzunge mit einer ausgedehnten Vorbürgsiedlung belegt war. Sie begann offenbar gleichzeitig mit der Burg, verlagerte sich in jungslawischer Zeit langsam weiter nach Norden und wird seit dem 13. Jh. vom Dorf Mecklenburg fortgesetzt. Zwei weitere slawische Siedlungen lagen am Ost- und am Nordwestrand des Bruchlandes. Abseits des Dorfes befindet sich in einer größeren Schleife des Wallensteingrabens der Hof Mecklenburg. Nur kleinere Sondagen waren hier möglich, sie belegen jedoch indirekt, daß der Hof „alt“ ist und an der Stelle einer wohl im 15. Jh. geplanten Turmhügelburg errichtet wurde. Hier ist die ab 1317 erwähnte, aber doch sicherlich seit spätestens 1256 vorauszusetzende curia zu lokalisieren.

An Wallensteingraben (S. 8) und Vorbürgsiedlung (S. 46 f.) knüpft der Vf. Überlegungen zum Thema „Reric“, das nicht erst neuerdings mit der Mecklenburg in Zusammenhang gebracht worden ist. Seine topographischen Ermittlungen zeigen, daß der Wallensteingraben nicht als Seeverbindung in Frage kommt. Das Fundspektrum der Vorbürgsiedlung (Katalog, S. 109—125) scheint ihm zu indifferent, Arbeitsgeräte und Halbfabrikate zu spärlich vertreten, als daß von ausgedehnter handwerklicher Produktion die Rede sein könnte, wie man sie an einem Handelsplatz von frühstädtischem Zuschnitt zu erwarten hat. Darin ist ihm zuzustimmen, desgleichen in der Ansicht, daß „die Mecklenburg und das Emporium Reric zwei miteinander verbundene und herausragende obodritische Siedlungen waren, die jedoch nicht notwendigerweise an einem Platz zu suchen sind“.

Schleswig

Ingo Gabriel

Kazimiera Kalita-Skwirzyńska: Stargard Szczeciński. [Stargard bei Stettin.] (Pomorze w zabytkach sztuki.) Zakład Narodowy im. Ossolińskich, Wydawnictwo. Breslau, Warschau, Krakau, Danzig, Lodz 1983. 194 S., 39 Abb. i. T., 10 Pläne.

In der Reihe „Pomorze w zabytkach sztuki“ [Pommern in Kunstdenkmälern] legte Kazimiera Kalita-Skwirzyńska 1983 den vierten Band vor¹, der der östlich von Stettin gelegenen Stadt Stargard gewidmet ist. Wie in dieser Reihe üblich, wird der Denkmälerbeschreibung zunächst eine ausführliche Schilderung von Topographie, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Entwicklung vorangestellt (S. 1–56). Dieser historische Streifzug reicht hier vom Ausbau der kleinen slawischen Siedlung und der Einwanderung deutscher Kolonisten bis hin zu den Kämpfen um die Stadt am Ende des Zweiten Weltkrieges, ihrem Übergang an Polen und ihrer Nachkriegsentwicklung. Der Leser erhält auch einen kurzen Einblick in die verschiedenen Projekte des Wiederaufbaues und seiner Realisierung: Restaurierung und Rekonstruktion der wichtigsten Denkmäler, Beibehaltung der Straßenzüge und Anpassungsarchitektur im Nordwesten der Stadt, Wohnblöcke am Inna-Kanal, Rekonstruktion großer Teile der 1945 zu 85 v. H. zerstörten Stadtmauer.

Unter den folgenden Kapiteln über die Denkmäler Stargards macht die Marienkirche den weitaus größten Teil aus (S. 125–167). Dieser Abschnitt verdient auch deshalb besonderes Interesse, weil es bislang keine neuere Monographie über diese Kirche gibt und die Autorin hier – wenn auch auf knappem Raum – ihre eigenen Forschungsergebnisse zugänglich macht.² Sie widerspricht der herkömmlichen Auffassung, daß der erste Bau der Marienkirche – vermittelt durch die Kollegiatskirche in Kolberg – von St. Marien in Greifswald abhängig sei. Vor allem an Details und Ornamentformen kann die Autorin nachweisen, daß Greifswald in Stargard lediglich als Inspirationsquelle für das Hallenschema diente, die Kirche dagegen sehr viel stärker von der Tradition der brandenburgischen Ordensarchitektur beeinflußt wurde. Von einer Vermittlung durch Kolberg – so die

1) Die drei vorausgegangenen Bände sind: Hanna Domańska: Zarnowiec [Zarnowitz], Breslau u. a. 1977; J. Ciemnotoński, J. St. Pasierb: Pelplin, ebenda 1978; Iwona Strzelecka: Gniew [Mewe], ebenda 1982.

2) K. Kalita: Kościół NP Marii w Stargardzie. Dokumentacja naukowo-historyczna [Die Marienkirche in Stargard. Eine wissenschaftlich-historische Dokumentation], maschschr., PKZ, Stettin 1976.